

Christoph Boyer (Hrsg.): Sozialistische Wirtschaftsreformen. Tschechoslowakei und DDR im Vergleich, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 2006, 627 S.

Christoph Boyer (Hrsg.): Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen. Die Sowjetunion, Polen, Ungarn, die DDR und Jugoslawien im Vergleich, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 2007, 324 S.

Rezensiert von
Jörg Roesler, Berlin

Mit den beiden Bänden stellte sich der Herausgeber einer doppelten Herausforderung: Er widmete sich erstens den sozialistischen Wirtschaftsreformen, obwohl das doch aus Sicht mancher Wirtschaftshistoriker eigentlich kein Thema mehr ist: Als echte Reformen gelten nach heutigem Verständnis nur solche, die von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft führten. Alle anderen Entwicklungen waren nur Manöver, um entweder anhand von Planspielen eine neue Generation von Kadern zu qualifizieren oder um der unzufriedenen Bevölkerung Veränderungswillen vorzutäuschen, während es beim traditionellen „Wirtschaftsstalinismus“ blieb. Für Boyer dagegen ist eine sozialistische Wirtschaftsreform „jede weitreichende, vom klassischen System wegführende Veränderung am ökonomischen Mechanismus“. Erst wenn die Steuerung der Reform durch die Partei außer Kontrolle gerät, be-

steht die Möglichkeit des Übergangs von der sozialistischen Reform in eine Transformation von der sozialistischen Plan- zur kapitalistischen Marktwirtschaft. Das muss nach Boyer aber nicht zwangsläufig so sein, denn „staatssozialistische Systeme sind nicht starre, zu jeder Entwicklung unfähige Reiche des Bösen. Sie besitzen die Fähigkeit, inhärente Problemlagen zu bearbeiten und sich ... durch Umbauten zu stabilisieren“.

Boyers erfreulich exakte Definitionen – auch eine des „vorreformatorischen Staatssozialismus“ gehört dazu – sowie seine realitätsnahen Einschätzungen bilden die Voraussetzung für die Bewältigung der zweiten Herausforderung, der sich der Herausgeber gestellt hat: der des Vergleichs der sozialistischen Wirtschaftsreformen in verschiedenen mittel- und osteuropäischen Ländern.

Begonnen hat Boyer im ersten Band, den „Sozialistische Wirtschaftsreformen“, mit den vom Standpunkt des „tertium comparationis“, d. h. gemessen an der Anzahl der Gemeinsamkeiten, wohl ähnlichsten sozialistischen Ländern, der Tschechoslowakei und der DDR, beides alte Industrieländer mit entwickelter Arbeiterklasse. Im zweiten, „Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen“ betitelten Band werden als nächstes Paar Polen und Ungarn in den Wirtschaftsreformvergleich mit einbezogen. Beide sind sich ähnlich als Agrarländer, die eine Entwicklung zum Industrieland erst im Staatssozialismus vollzogen. Allen vier gemeinsam sind nach Boyer „im Prinzip westliche Rechtstraditionen und Mentalitäten“. Die politische Kultur unterscheiden diese Länder „fundamental von der autokratischen und despotischen Tradition des orthodoxen und osma-

nischen Europa.“ Warum dann doch im zweiten Band auch die Sowjetunion und Jugoslawien einbezogen werden, ist nicht wirklich nachvollziehbar, so willkommen natürlich dem interessierten Leser auch Informationen über die selten analysierten sowjetischen und jugoslawischen Wirtschaftsreformen sein werden.

Bei den untersuchten Ländern werden systemische Gemeinsamkeiten und „kontingente Unterschiede“, die sich aus der nationalgeschichtlichen Entwicklung ergeben, festgestellt. Den Einfluss eines sowjetischen Diktats hält Boyer für gegeben, doch nicht für prägend, ebenso wie die Wirkungen zwischenstaatlicher Beziehungen, etwa durch die Partnerschaft der behandelten Länder im „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“. Man habe es vor allem mit „Parallelevolutionen“ zu tun.

Was von Boyer in seinem höchst lesenswerten Essay im ersten Band niedergelegt wurde und im zweiten wiederholt und erweitert wird, ist als Richtschnur für die von Spezialisten angefertigten Einzelbeiträge gedacht. Bei den Darstellungen zum Thema Wirtschaftsreform handelt es sich entweder um zusammenfassende Ländergeschichten oder um problemorientierte „Vertiefungen“. Im ersten Band sind es 13, im zweiten Band 14 Beiträge. Die Autoren kommen in der Regel aus den jeweils behandelten Ländern. Sie haben sich – wie nicht anders zu erwarten – in unterschiedlichem Maße an die Vorgaben des Herausgebers gehalten. Wenn einerseits Drahomir Jancik und Eduard Kudu in ihrem Beitrag über die ökonomischen Reformen der 50er Jahre in der Tschechoslowakei z. B. konstatieren, dass für diese Zeit von Reformen eigentlich nicht gesprochen werden kann, dann haben sie

Boyers Vorgabe im Kopf, der definiert hat: „Reformen sind nicht Maßnahmen lediglich mit dem Ziel der Perfektionierung der Befehlswirtschaft: etwa durch Umbauten des Planungsapparats, Verschärfung der Plandisziplin, Rationalisierung von Planungsprozesse durch Computerisierung u. ä.“ Wenn andererseits André Steiner in seinen beiden Beiträgen zum Neuen Ökonomischen System das damalige Reformpotential an den Grundzügen einer kapitalistischen Marktwirtschaft misst und bedauert, dass die 16,5 % der Arbeiter und Angestellten der Industrie, die in privaten bzw. halbprivaten Betrieben beschäftigt waren, für die Reform keine Vorbildfunktion hatten, dann ignoriert er Boyers Definition der Ziele einer sozialistischen Wirtschaftsreform, die man eben nicht an Lehrsätzen kapitalistischer Marktwirtschaft messen kann. In den „vertiefenden“ Beiträgen werden Themen wie Außenwirtschaft, Gewerkschaften und Arbeiterräte, Entwicklung der sozialen Sicherheit sowie Konsumstrategie und Kaderpolitik behandelt.

Das hohe Niveau der Essays weckt beim Leser Wünsche. Anders als bei einigen Einzeldarstellungen, ist in Boyers Essay die herrschende sozialistische Dienstklasse stets homogen – d. h. sie macht Reformen oder entschließt sich, sie zurückzunehmen. Tatsächlich hat es aber Reformbefürworter und Reformgegner in den höchsten Partei- und Staatsgremien aller Länder gegeben, und sie haben miteinander um die Fortführung bzw. die Rücknahme der Reformgerungen, wobei beide Seiten bestrebt waren, Reformskeptiker, die sich noch nicht eindeutig entschieden hatten, auf ihre Seite zu ziehen.

Auch wird von Boyer festgestellt, dass die Reformen im Staatssozialismus immer wieder zur Rücknahme tendierten. „Reformarrangements sind permanent der Versuchung einer tendenziellen Rückwendung zum klassischen Regulierungsmechanismus ausgesetzt.“ Boyer benennt als Sicherheitsmechanismus, der das Verlassen des eingeschlagenen staatssozialistischen Entwicklungspfad verhindert, die Aufrechterhaltung des „Primats der Politik“, der politischen Herrschaft durch die Partei. Unklar bleibt, wie dann während der dritten Reformwelle, die in den 80er Jahren einsetzte, zumindest in Polen, Ungarn und der Sowjetunion unter Gorbatschow aus der Reform eine Transformation werden konnte.

In gewissem Widerspruch zu diesen Ausführungen Boyers steht seine Auffassung, dass alle sich reformierenden staatssozialistischen Länder „nicht zwangsläufig, aber mit hoher Plausibilität auf den – vergleichsweise abrupten – Zusammenbruch und die Systemtransformation“ zusteuern.“ Das hat so sicher für die planwirtschaftlich organisierten Länder Mittel- und Osteuropas gestimmt. Ein derartiges „Ende der Geschichte des Staatssozialismus“ ist allerdings im Falle von Kuba, Vietnam und China, allen Ländern, die auch die „dritte Reformwelle erfolgreich“ – gemessen an Boyers wichtigstem Kriterium für Staatssozialismus, dem „Primat der Politik“ – bewältigt haben, bisher nicht eingetreten.

Bei den angeführten Fragestellungen handelt es sich eigentlich weniger um Kritiken als um Wünsche um die Weiterführung der Thematik über die Reformen der 60er Jahren hinaus bis an die Gegenwart heran. Ein besseres Zeugnis kann wissenschaft-

lichen Arbeiten zu einer Thematik, deren Analyse seit 1990 wieder in den Anfängen steckt, wohl kaum ausgestellt werden.

Holm Sundhaussen: Geschichte Serbiens. 19.–21. Jahrhundert, Wien: Böhlau Verlag 2007, 514 S.

Rezensiert von
Rayk Einax, Jena

Zweifellos hat Serbien in seiner gegenwärtigen Transformationsphase, die sich den postjugoslawischen Sezessionsgräueln und dem Regime Slobodan Miloševićs angeschlossen, eine verstärkte publizistische und (politik-)wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dem hat sich die historische Zunft angeschlossen. Holm Sundhaussen legt nunmehr mit einer „Geschichte Serbiens“ nicht nur die Essenz seiner jahrelangen Forschungstätigkeit sondern auch ein Novum vor, denn in deutscher Sprache war etwas historiographisch Vergleichbares bislang nicht auszumachen.

Der umfangreiche Band versucht ausgehend von einem chronologischen Korsett, aktuelle sozial- und kulturhistorische Fragestellungen z. T. exkursiv miteinander zu verbinden. Dazu gehört z. B. die Beschäftigung mit dem Konstrukt der „kollektiven Erinnerung“ oder modernen Zeitvorstellungen. Hierzu ist es immer wieder notwendig, die zahlreichen gesellschaftlichen (Opfer-)Mythen oder scheinbar festste-